

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jan fand José Maria im Gespräch mit dem Abbé de Saint Cyran, im Gespräch über die Gewalt des Papstes, die ihrer Meinung nach dadurch behindert würde, daß er sich bald diesem, bald jenem König in die Arme werfen müsse. Diesen durch äußere Umstände bestimmten Wechsel der Politik des Papstes beklagten sie laut. Jan verehrte den französischen Geistlichen über die Maßen, heute aber wäre es ihm lieber gewesen, wenn er bald gegangen wäre. Als er sich endlich mit seinem gütigen Lächeln empfahl, hatte bei Jan die Erregung sich so aufgelist, daß er José Maria mit einer Sturzflut leidenschaftlicher Worte übergoß und den zögernden Freund nicht eher freigab, bis er ihm gelobt hatte, nach Corbeil zu reiten und sich dort ein wenig umzusehen, was er als Geistlicher, ohne aufzufallen, tun könne. Der Abbé ritt nun ost hinüber, mit Erlaubnis des Kommandanten von Vincennes; was er in Corbeil wirkte, verriet er Jan nicht. Uebrigens hatte dieser nichts dagegen, zuweilen ganze Tage allein zu sein, denn neuerdings fanden die vornehmen Pariser Damen an einer besonderen Nachmittagsbelustigung Gefallen: sie kamen nach Vincennes und besuchten Jan. In der Tat, sie besuchten Jan. Es begann zum guten Ton zu gehören, mit Herrn von Werth ein Stündchen zu verplaudern, und wenn sie zuerst schüchtern waren, vielleicht auch sogar ein wenig Angst vor dem berühmten Kriegsmann zeigten, so wurden sie doch bald zutraulich und fanden alles, was Jan tat, hübsch, sogar das Rauchen. Da war es gut, daß José Maria nicht zugegen war; der hatte dann eine geradezu verdammte Art zu lächeln, die Jan nicht wenig aufbrachte.

Er war lieber ungestört, gänzlich ungestört mit den Damen. Er erzählte ihnen Dinge, die sie mit süßem Gruseln erfüllten, und wenn die Wirklichkeit, die er erlebt hatte, nicht ausreichte, nun wohl: wozu war er ein rheinischer Jung, dem das Fabulieren im Blute steckte? Rieften sich die Damen dabei hochrot und begeistert zu, so nahm er befriedigt einen herzhaften Schluck. Wenn er dann gar die behänderte Laute nahm, sich auf die Tischlante setzte, ein Bein hochgezogen und mit seiner hellen Stimme, die im Laufe der Jahre nur in den höheren Lagen etwas angerostet war, ein Reiter- und Schelmenlied sang, klatschten ihm zierliche weiße Damenhände Beifall, und sein Ruhm wurde laut in ganz Paris. Es gab eine regelrechte Mode „Jan de Werth“. Wer dieser Mode huldigte, durfte sich sogar der Notwendigkeit nicht entziehen, mit spitzem Munde „Backerbombenundstöß“ zu sagen, und wenn die Damen auch nicht gerade Pfeife rauchten, so schnupften sie doch

aus winzigen goldenen Döschen mit Emailledeckeln, schnupften, denn sie gaben Jan recht, der sagte: Tabak sei Tabak. Das, was die Damen an Jan nicht nachmachen konnten zum Beispiel die Art, den Schnurrbart zu tragen, mußte wohl oder übel die Herren Gemahls nachmachen, und so sah man die Kavaliere herumlaufen, den Schnurrbart gestutzt „à la Jan de Werth“.

Und immer gab es üppige Essen und reizende Feste, bei denen der kleine Jan der Kirchturm war, um den die Tauben und Falken, die Dohlen und Sperlinge kreisten.

Kein Wunder, daß Jan unter diesen Umständen in sonniger Heiterkeit strahlte, daß ein gewisses Lebensjattes, Mürrisches, Zähorniges, das in letzter Zeit ihm angefliegen war, abstäubte wie die Asche, wenn Aschermittwoch vorbei.

Es paßte Jan auch so gar nicht, daß José Maria eines Morgens zu ihm sagte:

„Höre, Jan, ich denke, wir machen einen kleinen Spazierritt von fünf, sechs Stunden.“

Denn gerade heute war ein Maskenfest angefangen im Vincennes Wäldchen, und Jan hatte der Marquise de Kossignol und der Frau de Guebriant, und wenn er sich recht entsann, auch der Frau de Cassion versprochen, zu kommen.

„Die Erlaubnis vom Kommandanten habe ich für dich ausgewirkt,“ sagte der Abbé.

„Aber wohin, und weshalb gerade heute?“

„Komm und frage nicht.“

José Maria sah ungewöhnlich ernst aus, und Jan kannte den Freund zu gut, um nicht zu wissen, daß dann auch etwas Ernstes im Gange war.

„Uebrigens,“ setzte der Abbé hinzu, „wird es dir guttun, einmal dem heiteren, leeren Geplapper der Pariser Damen ein wenig zu entsziehen und dem bitteren Leben in die Augen zu sehen.“

Sie ritten in schlankem Trabe um die Mauern von Paris und die Seine aufwärts, immer durch ein weites, besonntes Land, auf dem die Weizenernte im Sommerwinde wogte. Es war lange her, daß Jan solche blühende Felder gesehen hatte. Daheim in Deutschland, lieber Gott, da wuchs und stand das Unkraut auf zerstampften Breiten, und wo hier helle Bauernhäuser lustig rauchten, dampften dort schwarze Ruinen, aus denen verwilderte Hunde mit bösem Gebell flohen.

„Hier könnte eine ganze Armee sechs Wochen lagern und litte nicht Not,“ sagte Jan und lachte.

„Kannst dein scheußliches Metier nicht vergessen?“

„Doch. So sehr vergessen, daß ich Lust hätte, abzustiegen und mich eine Stunde oder zwei auf den Gang zu strecken. — Uebrigens, wohin reiten wir?“

„Die Seine hinauf!“

„Die Seine hinauf, José Maria?“ Jan blinzelte. „Doch nicht nach — nach einem gewissen Schloß?“

„Nein.“

„Aber es ist die Richtung nach Corbeil, wenn ich nicht ganz untauglich für einen Soldaten bin.“

„Wir reiten auch nach Corbeil. Nach der Stadt Corbeil.“  
 „Werden ja sehen, was es gibt, dachte Jan und kitzelte seine Stute ein wenig mit den Sporen. Es ging in ruhigem, befreiendem Galopp durch die Felder. Dann tauchten dicht an dem silbergrauen Strom die Türme der Stadt auf. Jan spähte nach links, aber ein gewisses Schloß, das er suchte, war wohl durch jene Hügellehne verdeckt. Gott ja, als er hier einmal nachts ritt, da wußte er auch nicht, was ihm bevorstand — daß er Griet sehen würde — Griet. Die arme Griet.“  
 „Aus dem Weg, ihr Hamster!“ schrie er wütend und jagte in einen Trupp Bauern hinein.

„So etwas lebt,“ Inurrte er, „und sie —!“  
 Es war eine nette, saubere Stadt, dieses Corbeil. Alle Häuser standen in Reih' und Glied, weiß und rosa, und keins war zerhossen und schwarz.  
 „So,“ sagte José Maria und hielt. „Wir wollen unsere Pferde einstellen, denn in den nächsten zwei Stunden brauchen wir sie nicht.“

„Ein guter, kühler Trunk würde mir nicht schaden,“ meinte Jan und stieg ab. „So gerade aus dem Keller in einer Tonkanne! — Holla,“ rief er plötzlich, „was ist das?“

Er sah gerade über sich ein neues Wirtshauschild, frisch in Gold und Blau und Rot gemalt. Da sprengte ein dicker Gaul mit gebogenem Hals und einem Schweiß, der wie ein Wimpel flatterte, und auf dem Gaul saß ein großmächtiger Kavaliere mit feuerrotem Gesicht, lohlschwarzen Augen, groß wie Wagenräder, und einem Schnauzbart, der wie eine Feuersbrunst leuchtete. Und der Reiter hatte zwischen den Zähnen einen krummen Säbel und in jeder Faust eine ellenlange Pistole. Ueber dem Bilde stand in verschnörkelten Buchstaben zu lesen: „Au Jean de Werth“.

„Holla,“ sagte Jan noch einmal und stieß den Abbé in die Seite. „Sieh dort.“

José Maria verzog keine Miene.  
 „Sollte man den Kerl nicht aufhängen, José Maria, daß er eine so greuliche Kreatur aus mir gemacht hat?“

„Ich finde, er hat dich gut getroffen, Jan. Von den Augen abgesehen. Besonders die Gesichtsfarbe ist, wenn ich sie so vergleiche, erstaunlich natürlich.“

Der Krug war noch halb voll, als sich ein dumpfes Glockengeläut eintönig und langsam über die Stadt zu schwingen begann. Der Abbé stand auf. Er sagte feierlich:

„Mein lieber Jan, komm. Ich weiß hier eine alte Kirche, Saint-Epire, in die wollen wir gehen und zusammen beten. Komm!“

Die Sache begann rätselhaft zu werden. Beten?  
 „Wenn es einem Christenmenschen nicht übel stände, würde ich sagen, daß ich gerade jetzt wenig Lust zum Beten habe.“

„Du wirst beten, glaube mir,“ sagte der Abbé nachdrücklich.

Der eintönige Glockenklang kam von Saint-Epire. Sie traten ein. Die düsteren gotischen Schiffe waren leer. José Maria führte Jan in eine Seitentapelle, da sah Jan die Platten des Fußbodens fortgenommen; eine Gruft gähnte.

Ueber Jan stürzten schwere Gedanken. Er packte des Freundes Arm und raunte:

„Was geschieht hier? Sprich! Was —“  
 „Die Gruft wartet auf einen Bewohner, Jan.“

Er zog in mit sich in das Mittelschiff.  
 „Und für die Seele jenes armen Toten, Jan, wollen wir beten.“

Jan packte ihn an beiden Schultern.

„José Maria! Du! Rede! Was soll das alles! Treibst du ein ruchlos Spiel mit mir? Jener Tote — du — ist es ein Weib? Ist es —?“

„Nein. Ihr Gatte.“

Jan ließ die Arme sinken und stöhnte befreit auf. Dann rieb er sich die Hände und sagte:

„Ein rücksichtsvoller Kavaliere, der Herr Jussac. Abzugehen! Er war ein häßlicher alter Kerl im Leben — aber nun er tot ist — wohlan!“

Er kniete nieder.

„Siehst du,“ flüsterte der Abbé, „ich wußte es.“  
 „Und ich werde sie sehen?“

Der Freund nickte nur.

Als vom Eingang her das Geräusch von Schritten laut wurde, begann Jans Herz zu klopfen. Die Orgel begann zu dröhnen. Schwer und taktmäßig dröhnte der Schritt der Träuer, denen die Wahre mit dem toten Jussac auf

den Schultern schwankte. Sie gingen an den Freunden vorüber. Und in dem Gefolge von zwölf, vierzehn Personen ging Eine, tief verschleiert, aber aufrecht: Marie-Anne. Jan sah von der Seite die zarte Linie ihres Profils. Er mußte sich bezwingen, sonst wäre er aufgesprungen.

Die dumpfen Klänge der Totengebete schollen aus der Kapelle. Die Glocke läutete noch immer. Endlich hörte man den schweren Schlag der Grabplatte. Gebet und Glocke schwieg.

Und nun kam das Trauergesolge zurück. Merkwürdig viele Kavaliere, die nach Offizieren aussahen! Sie gingen in weitem Abstand vor Marie-Anne, die am Arme einer grauhaarigen Dame schritt. Jan sah jetzt ihr Gesicht. Es war ruhig und kühl. Ein weher Zug lag um ihren Mund, aber der schien nicht von dem Leid um Herrn von Jussac gezogen zu sein, den hatten Jahre gegraben. Ihre Augen waren leblos und verschleiert. In Jan kam ein großes Mitleid empor, wie er sie so daherkommen sah, so — seltsam, so abgestorben gleichsam. Mitleid und noch etwas anderes, dessen Bedeutung er jetzt noch nicht ahnte. Er begann unruhig zu werden. José Maria bemerkte es und sagte:

„Vorsicht, Jan!“  
 „Ich halt's nicht aus!“

„Denk an sie. Sie wird beobachtet.“

Aber plötzlich, gerade, als Marie-Anne drei Schritte von ihm entfernt war, erhob er sich, so, als wäre sein Gebet eben beendet, erhob sich und machte Front, als wollte er sie vorüberlassen.

Da sah sie ihn.

Ihre Augen taten sich auf, wie Wetterleuchten in dunkler Nacht. Ihre Hände wurden emporgezogen wie von fremder Gewalt, und um ihren Mund blühte ein zögerndes Lächeln auf, das Jan die Augen feuchtete.

Dann neigte sie fast unmerklich den Kopf und war vorbei.

Jan stand noch lange und schluckte an seiner Erregung. Und als sie wieder auf dem freien Platz standen in der hellen, lebendigen Sonne, preßte er José Marias Arm an sich und sagte:

„Herzbruder! Alter Herzbruder! Ich bin kein Philosoph. Aber wer mir sagt, daß das Leben ein Dreck ist, den will ich mit so guten Gründen abführen, wie meine Klinge je gesprochen hat. — Sag', wachsen nicht Flügel auf meinem Rücken? Nein? Mir ist's, als könnte ich geradezu davonfliegen.“

José Maria sagte lächelnd:  
 „Uebrigens würde mir ein guter, kühler Trunk nicht schaden. Weißt du, so gerade aus dem Keller in einer Tonkanne!“

„Zimmer mit deinen irdischen Genüssen!“

„Muß wohl, da du davonliegen willst!“ Er klopfte ihn auf das wohlgerundete Bäuchlein. „Uebrigens nimm dich in acht, daß du damit nicht an der Turmspitze hängen bleibst!“

(Fortsetzung folgt.)

### Ludwig Müdlin.

Wenn sich mancher Leser sagen muß, daß ihm der Träger dieses Namens bzw. der Name selbst noch nicht begegnet sind, dann ist es nicht allein des Lesers, sondern zum Teil auch Müdlings eigene Schuld: Der Dichter Ludwig Müdlin, eine der vielseitigsten und tiefsten Erscheinungen in der katholischen Literaturwelt, hat bisheran fast alles das unterlassen, was die Literaturwelt von einem Poeten, den sie beachten und schätzen will, leider gemeinhin erwartet: Er hat keine Reklame gemacht. Seine Lieder, verstreut auf losen Blättern, sind in alle Winde gegangen, und im Buchhandel geben nur ein paar schmale Bändchen von dem reichquellenden Schaffen dieses echt deutschen Dichtergemüts Kunde. „Ich singe, wie der Vogel singt.“ und „Das Lied, das aus der Kehle bringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ Das Goethesche Charakteristikum des Sängers paßt in dieser Beziehung genau auf Müdlings Sängertum. „Frag' auch den Reis, warum er hiel, frag' jeden Stern, warum er sinkt“ — so antwortet er in seinem Tagebuch auf die Frage nach den Ursachen und Quellen seines Dichtens.

Müdlin ist in Gießen gleichwohl nicht ganz fremd. Mehrmals hat er in hiesigen Lazaretten den Verwundeten mit Proben seiner Kunst und seines Vortragstalentes eine wertvolle Stunde geschenkt; und längst noch hatte in Frankfurt sein patriotisches Märchen-

spiel: „Der Kampf mit dem Riesen“ in einer großen Veranstaltung des Fürsorgevereins einen schönen Erfolg.

Näbllings Lyrik — seine Dichtkunst ist vornehmlich lyrischer Art — ist in seiner Entwicklung mit voller Klarheit begründet. Beträgt von einer über alles geliebten Mutter von seiner Herzensbildung, wuchs der Knabe in einem stillen Rhöndorf fern der großen Welt auf. Wahrer Beruf und der Wunsch seiner Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande. In diesen zwei Sätzen kann man fast alle Wurzeln seines dichterischen Schaffens finden: Heimatlieder von süß-verwiegendem Reiz, die in ihrer Innigkeit an Claudius oder Mörike mahnen, sind ihm gelungen, die mit wenig Worten und in schlichten, wahren Bildern höchsten Stimmungsgehalt malen. Ein Beispiel dafür:

Und irgend woher ein Lied!

Schon wieder versunken ein sonniger Tag.  
Im Schatten des tiefsten Tales lag  
Auf der Lauer die Sommernacht.  
Und ein früher Stern zog auf Wacht.  
Mein geschwägiges Dörchen ward stiller und still,  
Wie ein mildes Kind, das schlafen will.  
Ueber einsamen Gärten lag Rosenluft . . .  
Und irgend woher ein Lied in der Luft — —  
Ein Lied, das ich kannte, ein Lied, das ich sang — —  
Wer weiß, wann das war? . . . Schon lang — —  
schon lang!

Ich schloß meine Augen und lauschte verwirrt  
Dem Lied, das sich wieder zu mir verirrt. — —  
Ich träumte . . . Und hoch durch das Abendrot  
Fuhr meiner Kindheit verschollenes Boot.

Die Dichterblumen, mit denen Näbbling das Andenken seiner Mutter umkränzt, atmen den Duft und den Frieden ruhvoller sonnenbeschienener Vorgärten, wo neben dunklem Buchsbaum frohe Malven und böhlicher Goldlack blühen. Die leise Melancholie, die aus des Dichters ganzem Wesen klingt und namentlich in einer kleinen Sammlung „Aus einsamen Stunden“ dumpfere Saiten anschlägt, erscheint hier durch die Erinnerung an die Lichtgestalt der Toten zu reinerem Gefühl verklärt; ein unendlich zarter wehmütiger Humor mischt sich bisweilen in die einfachen, herzbelebenden Worte. Und so will er verstanden sein, wenn er von seiner Mutter singt:

Und wenn der Regen aus den Wolken rinnt,  
Dann weinst du wohl um mich, dein armes Kind,  
Das nun so einsam und verlassen ist,  
Seit du ins Sternenland gewilgert bist.  
Dann sprengt die Sehnsucht meine Seele schier — —  
Doch ach, ich weiß nicht Weg, nicht Steg zu dir . . .  
Ein Sternenmeer wogt zwischen dir und mir.

und wenn er in der Art des wohlmeinenden, sich selbst und die andern verstehenden Alters von dem alten Lehnstuhl spricht, an dem die gelähmte Mutter manch langes Jahr gesesselt war:

Nun ist sie tot. Die Hände sind erkaltet,  
Die sie mir segnend dort aufs Haupt gelegt. — —  
Ich bitt' nur eins, so lang das Herz euch schlägt,  
Daß ihr den Lehnstuhl mir in Ehren haltet!

Von eindringlicher Bildkraft und unmittelbarer, weil unge- suchter Wirkung sind einzelne Naturgedichte. „Gewitter“ scheint uns zu dem Besten gezählt werden zu dürfen, was diesem herausfordernden Thema dichterisch nachgesagt werden kann:

Die Schwalbe nur schiefst schon und bang  
Im Rückschlag das Haus entlang.  
Schier totenstill steht Strauch und Baum  
Als waagten sie zu atmen kaum.  
Es zittern die Jagen, es schweigt der Spott:  
Es kommt ein Gewitter — bewahr' uns Gott.

Das ist höchste Wahrhaftigkeit und Kraft mit einfachsten Mitteln. Innerhalb dieser kurzen Würdigung ist es nicht möglich, auf all die vielseitigen Gebiete einzugehen, auf denen der Dichter sein edles, gemühtiefes Können erprobt hat. Nur soviel sei noch gesagt, daß namentlich auch unsere Kinderdichtung Näbbling Vieles und Reiches dankt, und — als Zeichen seiner Vielseitigkeit — daß er in vielen unserer ersten Zeitschriften mit Poesie- und Prosa- beiträgen aller Art vertreten ist. Wie Näbbling selbst sein Schaffen charakterisiert — kurz und erschöpfend, sein und gebaltvoll, wie seine ganze Art — das sei zum Schluß noch angeführt:

Was mir der Wechsel der Tage beschied,  
Das ward in meiner Seele zum Lied.  
Oft fing ich mir Regen und Sonnenschein  
Ganz heimlich in meinem Herzen ein  
Und ließ sie als Lied dann wieder frei  
Mit einem Tröpflein Herzblood dabei.

Die Beschäftigung mit der reinen, kristallklaren Kunst des anspruchslosen Poeten im Briefergewand verdient es, von manchem zum Gegenstand der einen oder anderen stillen Stundestunde gemacht zu werden.

## Gräu und Feldgräu.

Nach Farben haben ihre Schicksale. Welch einen warmen Ton der Liebe, des Stolzes, der Verehrung hat plötzlich das Gräu bekommen! Wie überstrahlt heute diese stille und bescheidene Farbe all die Pracht des hellen Blau, des feurigen Rot, des lichten Gelb, jener bunten Fanfaren, die einst Schmuad und Schönheit des Kriegers ausmachten! Ein Wehenbrödel der Farbenwelt hat der Krieg emporgehoben und mit einer unvergänglichen Glorioso des Ruhmes umkleidet. Dies schlichte Feldgräu ist zum Symbol des gewaltigen Völkerringens geworden, zum Sinnbild all des stillen Heldentums, zum Abbild dieser Schlachten, die sich auf einem leeren Schlachtfeld fast in Unsichtbarkeit vollziehen, zum Abbild dieser Kriegsführung, die den Soldaten in Gräben zwingt und seine höchste Tatkraft in eine ungeheure Nervenprobe legt. Bei allen Völkern ist das Gräu, diese trübe Mischung zweier Farbenvermischungen, des Schwarz und Weiß, lange mit einem Bluch belegt gewesen. Gräu war ja die Dämmerung, die im ungewissen Zwielicht Tag und Nacht scheidet, gräu das öde weite Meer, gräu der Himmel des Winters und gräu die Erde, wenn Tod und Verwesung sie überfallen haben. Wie Schillers Drache war alles „gelleidet in ein scheußlich Gräu“, was Schreden und Furcht einflöchte. Gräu nennt Goethe die unfruchtbare leblose Theorie im Gegensatz zu den goldenen Früchten am grünen Baum des Lebens. Welch eine traurige Sippenschaft von Worten nimmt von dieser Farbe ihren Ausgang: gräulich, grausam, gruselig, Greis, gräulich, Grauen, Graus, Gram und grämlich, Grimm und grimmig und wie viel Anderes! Ward die Lust des Daseins gleich gesetzt mit dem Farbenbrängen des Frühlings und Sommers, so wollten auch frohe, reiche, gesunde Menschen in bunter Kleidung einhergehen.

Im Altertum ist Gräu bezeichnenderweise die Farbe, die dem Sklaven zukommt. Der freie Mann hüllte sich selbst in höchster Trauer nicht in diesen widerwärtigen Ton. Und so blieb es bis Mittelalter und Renaissance. Die ritterliche Gesellschaft freute sich an kräftigen Farben, an bunten Scherereien und lebhaft gemusterten Stoffen. Wie schwebeln in starken stolzen Farben die Maler der Renaissance, ein Raffael und Tizian, und diese Orgie der Farbenfreudigkeit steigert sich zum Bacchanal in den Bildern des Rubens, wird festgehalten in dem leuchtenden Blau und Rot der Hofmaler Ludwigs XIV. Nur was arm und elend war, was in erzwungener oder freiwilliger Niedrigkeit lebte, das brachte unwillkürlich die dunkle Dampfschicht seiner Gefühle in gebrochenen, unscheinbaren, schmutzigen Farbtönen zum Ausdruck. Und bald wurde Gräu die Leibfarbe derer, die der Welt und ihren Freuden für immer entsagt hatten, der Mönche und Nonnen. Die grauen Brüder, die grauen Schwestern, sie verliehen der Farbe wohl eine Stimmung des Mitleides und der Barmherzigkeit. Wer daß Gräu stolzen Lebensmut, kriegerische Kraft, hohen Sinn ausstrahlen könnte, das wäre keinem Menschen des Mittelalters und der Renaissance in den Sinn gekommen.

In England legen im 17. Jahrhundert im Gegensatz zu dem übrigen Kreisen des Adels die Puritaner graue Kleidung an; die „Frommen“ und „Heiligen“ Cromwells, die mit dem Schwert in der einen und mit dem Gebetbuch in der anderen Hand die in Samt und Seide gelleideten Kavaliers bekämpften, wählten zu ihrer Uniform die unscheinbarste und bescheidenste aller Farben. Mit den Puritanern und Quäkern ging das Gräu nach Amerika; es wurde die Farbe der Pietisten und war so stets religiös betont. In der Malerei hatte die Farbe sich allerdings unterdessen einen bedeutenden Nag erobert, indem sie in der fahlen Palette der Holländer als Gegensatz zu allem Farbenprunk auftritt. Aber wenn das Gräu, wie es um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschah, aus der Kunst ins Leben hinüber griff und zur Modefarbe wurde, wenn es sich in Kleidung und Einrichtung allzu sehr bemerkbar machte, dann sind immer Männer aufgetreten, die auf den Widerstimm die Erscheinung hinwiesen, und so hat Jakob von Falke noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts einen geharnischten Protest gegen die Verwendung dieses „Farbenungetüms“ erhoben. Da kam der Weltkrieg, und er schrieb das Feldgräu auf sein Banner. Zum erstenmal in der Farhengeschichte erhielt diese nüchternere Farbe einen warmen Unterton des Gefühls, ward sie verwoben mit dem Höchsten, was Menschentum kennt, mit todeskühner Tapferkeit, mit herrlichem Opfermut. Feldgräu ist heute das schönste Kleid des Mannes, schöner als alle gleichende Pracht des Rittertums, als all der bunte Glanz früherer Uniformen, und unsere Maler wissen — man denke an Liebermanns letzte Porträts — dieser Farbe eine lichte Frische und zarte Heiterkeit abzugewinnen, die man nie im Gräu vermutet. Der Feldgräue ist der Held unserer Zeit, der Liebling der Frauenwelt; feldgräu ist das einende Band, das sie alle umschlingt, die Verteidiger des Vaterlandes, vom Kaiser und an der bis zum einfachen Soldaten. Etwas Ehrwürdiges hat die Farbe erhalten, die den Krieger gleichsam zu einem Stück der Natur macht, ihm eine Schutzfärbung verleiht wie Böckel und anderen Tieren. Unsere Lyriker feiern in diesen grauen Männern die Söhne einer neuen großer Zeit, die wie die Draconiden des Jason dem Heimatsboden erwachsen scheinen, um in ihm das Heiligste zu schützen. So ist das Gräu von dem alten Fluche erlöst, ist im Feldgräu zur Lösung einer gewaltigen Epoche geworden, und auf ewig wird diese stille Farbe mit unsern Tagen verknüpft sein, deren geheimste und weisvollste Stimmung sie in einem ganz neuen unvergänglichen Sinnbild ausdrückt.

### In Nacht und Schnee an der Aisne.

Eine packende Schilderung von einem zurückgeschlagenen französischen Sturmangriff in Nacht und Schnee an der Aisne entwirrt „ein Berichtskatter in der französischen Front“ in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Vor dem Ort Attichy gelangt er in die Schützengräben der Franzosen und wird dem Kommandanten des 161. französischen Infanterieregiments vorgestellt, das hier liegt. Die Franzosen schmären in ihren Unterständen: es ist bitterkalt; Mond und Nebel weben geisterhafte Stimmungen durch die Dunkelheit. „Blöpflich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsere Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens. Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Blöpflich knackt es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille die die Herzen tötet. Dem Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt. . . Eine Wolke deutscher Kälbenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pufft ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bajonette in ein Gefäß vergifteten Fettes, wie es bei den Franzosen in Friedens- wie Kriegszeiten üblich ist, dann setzen sie noch einmal die Kognak- oder Brantweinflasche an den Mund, um sich Mut anzutrinken, denn ohne Mauth ist auch der tapferste Franzose ein Waischlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber.“ Die tapfern Feldgrauen sind kaum 20 Meter entfernt; ihre Kugeln tauchen den Franzosen um die Ohren, die das Feuer sieberhaft erwidern. Blöpflich hört das Schießen auf deutscher Seite auf. „Ermüdet sinken die Mannschaften hin, die Knie trocken, die Hände an den heißen Flintenläusen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränen. Ein jammervoller Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schützengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet.“ Rasch müssen sie sich aufs neue bereit machen, denn man erwartet einen zweiten Ansturm der Deutschen vor Tagesgrauen. „Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unsern Köpfen deutsche Kugeln zu pfeifen, und das Geknatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!“ stürmen sie uns entgegen. Hell und feil klingt der Trompetenschall, der im Wald sein Echo wiederfindet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ab und zu heben einige den Kopf über die Erdbkränzung, um zu sehen, ob sie bald kommen, aber meist bezahlen sie das mit ihrem Leben. Blöpflich gibt es einen hellen Schein am nächsten Himmel und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut den Franzosen nicht gut, wenn ihre heimtückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?“ Der französische Oberst meint, dem Feinde zuvorzukommen zu müssen und befehlt seinerseits den Angriff. „Der Major eilt noch einmal durch die Reihen, erteilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschosregen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald.“ Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einem Male steht das Regiment dem Senenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu läßt die Phantastie keinen Raum mehr. „Nicht mehr feuern! Vorwärts mit dem Bajonett! Für Frankreich!“ ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken (jeder französische Soldat erhält täglich 1 Liter Rotwein und ½ Liter Brantwein, Kognak oder Rum) der feldgrauen Menschenmauer entgegen. „Ihnen voran der schwächliche Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Kugeln über unsern Köpfen; die Feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da krepieren einige Granaten, und dann legt das rhythmische, aber schreckliche Ta-la-ta-ta der Maschinengewehre ein. Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen weiterkriechend an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Kugeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtlust! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkalte Kameraden. Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch! Marsch! bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dunkeln Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend Feldgrauen. — „Hurra!“ — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!“ Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer

Nachkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorde sich unter Flüchen, Wehklagen und Röcheln. „Hurra! Hurra!“ brüllt stehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrkolben drasseln wie Keulenschläge über ihre Köpfe. In Wüteseele vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Bläß vor Aufregung und Mut, ohnmächtig im Born jagt ein Häuflein Rothosen auf Attichy zu. Ein donnerndes „Hurra der Kaiser“ fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Regen zu uns hinüber.“

### Büchertisch.

a. Wieland, eine deutsche Wochenschrift. Es ist nicht in letzter Linie beweiskräftig für die ungebrochene Kraft deutschen Pandelns und Denkens, wenn mitten im Kriege die Gründung einer neuen Zeitschrift erfolgt, die alles das auf ihr Programm gesetzt hat, was unsere Feinde uns um die Wette abzustreifen und herabzusehen sich mühen: die Pflege von Kunst, Kultur und Menschentum. „Wenn in den Jahren vor dem Kriege Kunst und Literatur oft seltsame, dem Volksbewußtsein fremde Wege gegangen sind,“ so heißt es in dem Vorpruch, den der Verlag der ersten Nummer des Unternehmens voranschickt, „ringt jetzt wieder in Dichter- und in Bildwerken das lebendige Empfinden der Nation nach seinem stärksten, reinen Ausdruck. Dieser neuen deutschen Kunst soll „Wieland“ dienen. . . Er soll der Sprecher der künstlerischen Kultur des deutschen Reiches werden, das aus Not und Kampf neu geordnet und gestählt zu neuem Leben erstehen will.“ — Eine Ausgabe, des Schweißes der Edlen wohl wert. Unter den Namen, die sich unter dieser Ausgabe zusammensuchen, sind solche, die die Gewähr für ein hohes Maß des Gelingens geben. Wir lesen Angelo Jank, Behrens, Liebermann, Orlitz, Kreis, Pankol, weiterhin Bahr, v. Vode, Dehmel, Hauptmann, Desse, Kerr. Die Ausstattung des uns vorliegenden ersten Heftes — acht Seiten Großformat — ist textlich und bildnerisch hervorragend. Gerhart Hauptmann schrieb als Vorwort ein kraftvolles, wuchtiges Gedicht-Programm: Wieland. Der Einzelpreis des Heftes des für alle Volksschichten bestimmten Wertes ist 30 Pfg., der Vierteljahrs-Abonnementspreis 3,60 Mk. Mit Bruno Paul als Herausgeber erscheint die Zeitschrift im Verlage von Julius Bard, Berlin-W. 15. Bis 6 Monate nach dem Frieden gehört der Reinertrag dem Roten Kreuz.

— „Der Kaiser in Feldgrau“ Griffes und Weiteres. Johannes Baum Verlag, Berlin W. 30. Preis broschiert M. 2.—) Von den Tagen, die der Mobilmachung vorausgingen, bis zu den letzten großen Ereignissen umfaßt das außerordentlich übersichtlich angelegte undesselnd geschriebene Buch alle Phasen aus dem feldgrauen Leben unseres Kaisers. Es zeigt den Monarchen im Hauptquartier und im Schützengraben, bei seinen Söhnen und bei den Söhnen seines Volkes, bei den Verwundeten und bei dem Tischlein deck dich unserer Truppen, bei der „Gulaskanone“.

— Ein farbigees Hindenburgbild. Im Auftrage des Großherzogs von Oldenburg sind im Hauptquartier Ost vom Meisterphotographen Veisheid die Züge Hindenburgs mitten aus seinem Wirken heraus auf die Platte gebannt worden. Der Deutsche Verein für Sanitätshunde, zu dessen Besten die Aufnahme bestimmt wurde, gibt nach dieser vorzüglich gelungenen Aufnahme ein schönes farbiges Hindenburgbild heraus. (Kunstverlagsanstalt Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. Preis M. 3.—). In seinem Vierfarbentkunstdruck hergestellt, ist das Blatt von einer imposanten Wirkung. (Format 48:60,5 Zentimeter.)

### Stat-Aufgabe.

Mittelhand tourniert mit folgenden Karten:



Sie wendet Vique-Dame und findet noch Coeur-Aß. Das Spiel verläuft für Mittelhand so ungünstig, daß sie schwarz wird. — Wie ging das zu?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzfelds in voriger Nummer:

D	A	S						
a	g	t						
c	e	a						
D	a	c	h	u	n	d		
A	g	e	s	i	l	a	o	s
S	t	a	h	l	w	e	r	k
u	a	e						
n	o	r						
d	s	k						